

Sizilien

Ein Schnittpunkt alter Kulturen

Von G. FRIEDRICH KLENK S. J.

Vor mir liegt ein Heft der halbjährlichen Veröffentlichungen der Literarischen und Philosophischen Fakultät an der Universität zu Catania. Es trägt den gleichen Titel, der über dem Universitätsbau selber zu lesen ist: *Siculorum Gymnasium*.¹

Catania, am Ufer des Jonischen Meeres gelegen, ist eine der alten Pflanzstätten und Siedlungen der Griechen auf Sizilien. Hinter ihr wuchet das Ätnamassiv in den Äther hinein. Der Vulkan trägt auch an lichtblauen hellen Tagen oft eine Dunst- und Wolkenkrone, und nachts zeichnet sich der Widerschein des feurigen Kraters als düstere Röte am schwarzblauen Himmel ab. Am gleichen Strand der Jonischen See liegen Taormina und Syrakus, Namen, die für die Reisenden des Nordens eine ganze Symphonie von Eindrücken, Erinnerungen oder Wünschen und Sehnsüchten zum Klingen bringen.

„*Siculorum Gymnasium*“, in dieser Aufschrift wird auch die Eigenart sizilischer Kultur, Geschichte und Wissenschaft in zwei ihrer bedeutendsten Bestandteile ausgedrückt: dem Hellenischen und Lateinischen. Auch für unser deutsches Geistesleben sind dies bestimmende Werte, aber dort unten, im antiken Großgriechenland und auf Sizilien lebten sie in der quellenden Fülle ursprünglicher, konkreter Existenz. Was davon noch gegenwärtig wirkende Kraft ist, ist längst europäischer Gemeinbesitz geworden, aber trotzdem ist es ein Erlebnis, die geschichtlichen Ursprungsstätten dieser Kräfte unmittelbar in sich aufzunehmen und an den Überresten versunkener Größe das Ganze zum Leben schaubarer und greifbarer Bilder zu erwecken. Die Geschichte Siziliens ist indes nicht nur in der griechisch-römischen Antike ereignis- und ertragreich gewesen. Sie blieb es durch die ersten christlichen Jahrhunderte, durchs Mittelalter und bis in die Neuzeit herein. Die normannische Hofburg zu Palermo, die Kathedralen im sarazenisch-byzantinisch-normannischen Stil und die Festen der Hohenstaufen gehören ebenso zum Schatze baulicher Kleinodien des Königreichs beider Sizilien wie die griechischen Tempel und Theater.

I

Das Heft enthält bedeutende Abhandlungen. So eine über mittelalterliche religiöse Gemälde, besonders eines anonymen Meisters, dem der Verfasser, Stefano Bottari, den Namen „Maestro di S. Martino“ gibt, nach einer Malerei dieses Ungenannten in dem uralten Kirchlein St. Martins zu Syrakus. Die

¹ *Siculorum Gymnasium*, Rassegna semestrale della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Catania, Juli/Dezember 1949 (200 Seiten).

beigefügten Abbildungen sind hervorragend. Es folgt eine Untersuchung von Gina Fasoli über sizilianische Chroniken aus dem Mittelalter und zwar der Zeit, da die Insel mit Süditalien das Königreich beider Sizilien bildete, und darüber hinaus bis zum Regierungsantritt Ferdinands I. von Aragon.

Als Eigentümlichkeit dieser Chroniken bemerkt Fasoli (S. 239), daß ihre Verfasser mehr dem jeweiligen Hofe als dem Volke verbunden gewesen seien. Aber nicht nur die Chronisten und ihre geschichtlichen Berichte trifft dieser Vorwurf, sondern auch die Träger und Schöpfer dieser Geschichte: „Es ist festgestellt und im allgemeinen anerkannt worden, daß die normanisch-schwäbische Geschichte sich außerhalb der eigentlichen Geschichte Süditaliens und Siziliens vollzog. Es war eine Geschichte von Fremden, verschieden von der, die im Geiste und im Herzen der Einheimischen heranreifte. Dasselbe könnte man wiederholen für die Regierungszeit der Anjou und der Aragonier. Auch sie bedeutete die Herrschaft einer Oberschicht nichtsizilianischen Ursprungs ... Sizilien und sein Volk aber, als geistige Wirklichkeit verstanden, haben durch Jahrhunderte keinen Weg gefunden, in erzählenden oder anderen Dokumenten auszudrücken, was sie quälte und ihre Annahme oder Ablehnung der fremden Herrscher kundzutun.“ Was hier Fasoli für das Mittelalter sagt, würden andere auf anderthalb Jahrtausende vor den Normannen und auf Jahrhunderte nach den Aragoniern ausdehnen: nämlich, daß die politischen und geistigen Geschehnisse der Insel nicht in erster Linie von ihren Ureinwohnern bestimmt worden sind.

Sizilien liegt am Kreuzpunkt dreier Erdteile und ist an Ausdehnung und Volkszahl nicht stark und groß genug, um sich den politischen und kulturellen Strömungen gegenüber, die von ihnen ausgehen, einen unabhängigen Eigenstand zu bewahren. Karthager, Griechen und Byzantiner, Sarazenen und Normannen haben dieses gesegnete Eiland als fremde Eroberer mit dem Schwert in der Faust betreten. Auch die staufischen Herrscher haben als Erben der Normannenkronen dort gekämpft. Und die Römer? Sie als Volksgenossen der alten Sikuler und Sikaner oder als erwünschte Befreier der Insel zu betrachten, wäre ein arger Anachronismus. Sie haben sich auch keineswegs als solche, sondern als fremde Gewalthaber in einem eroberten Lande gefühlt und tragen neben den Karthagern die Schuld am Untergang der alten griechischen Kultur.² Die neuen Kulturansätze im Schatten der Pax Romana brauchten in dem unterworfenen Lande Zeit, bis sie Früchte trugen.

Der Krieg fremder Mächte auf dem Boden Siziliens im Mittelalter ist nur eine Fortsetzung eines Jahrtausende alten Geschehnisses. Die Insel wurde stets eine Beute desjenigen, der im Augenblick am stärksten war. Sie und ihre Bewohner haben Unsägliches gelitten; indes sind diese Leiden, Plünderungen und Zerstörungen nur eine Seite des wechselvollen Geschehens und für

² Vgl. zur Tragödie der sizilischen Kultur unter den punischen und römischen Kriegen Ferdinand Gregorovius, *Wanderjahre in Italien*. Dresden 1925, Verlag Wolfgang Jeß, S. 1046 ff.; 1106.

uns Heutige nur wie die dunklen Zypressen auf dem Grunde einer südlichen Landschaft mit rinnendem Sonnenglanz, mattglänzenden Marmorstümpfen antiker Tempel, dem farbenfrohen Geheimnis uralter Kirchen und dem lebensvollen Treiben eines Volkes, das — ohne die Vergangenheit zu vergessen — an Gegenwart und Zukunft denkt. Es sieht auch sein politisches und kulturelles Dasein nicht mehr aufgesplittert in die Gegensätze zwischen Griechen und Sikulern (Sikanern), Puniern, Römern und Hellenen, später zwischen Arabern, Normannen und Siziliern. All diese in der Geschichte hart aufeinander prallenden Blut- und Geistesströme sind längst ineinergeflossen und haben das Wesen und die Art des heutigen popolo di Sicilia geformt. Und jedes Zeitalter hat zu der uns heute so fesselnden Eigenart dieses Eilandes beigetragen. Freilich nicht alle in gleichem Maße.

Was die baulichen Leistungen angeht, unterscheidet Gregorovius zwei Hochkulturen: die erste unter den antiken Griechen, die zweite unter den Normannen.³ Die Ansicht Fasolis von der Fremdheit, estraneità, des Normannengeschlechtes wird ergänzt werden müssen durch eine andere, daß es eben die Normannen (und später die Staufer) waren, die Sizilien aus dem griechisch-byzantinisch-arabischen Kulturkreis ausgeklammert und mit dem lateinischen Abendland fest verbunden haben, zu dem die Bande seit dem Niedergang Westroms sehr lose geworden waren. Das heißt nicht, daß diese Herrscher für die Größe und Überlegenheit der byzantinisch-sarazenischen Kultur, die sie vorfanden, keinen Sinn gehabt hätten — nein, sie übernahmen vieles von ihr, aber sie verstärkten den Einfluß des Lateinertums.

Als Musterbeispiel einer neuen Kultursynthese unter den Normannen bezeichnet Gregorovius den Dom zu Monreale. Die Bauweise dieses berühmten Domes „ist das Muster des normannisch-sizilischen Kirchenstils überhaupt. Sie setzte sich aus dreifachen Bestandteilen zusammen, sie ist byzantinisch-griechisch, lateinisch und arabisch.“⁴ Mag Gregorovius die architektonischen Schöpfungen der „Zwischenzeiten“ und der späteren Jahrhunderte auch unterschätzt haben, eines ist sicher: die meisten Besucher Siziliens werden vor allem durch die zauberhaft schönen Baudenkmale der Normannenzeit und die auch noch in ihrer Dürftigkeit eindrucksvollen Überreste der hellenischen Antike angezogen.

Vielleicht wird das nicht mehr ganz so bleiben. Vielleicht wird die unermüdliche Forschung den auswärtigen Freunden der Insel andere Abschnitte ihrer so reichen Kulturgeschichte in einer neuen, deutlicheren Helligkeit vor Augen führen. Giuseppe Agnello unterrichtet im vorliegenden Heft des „Siculorum Gymnasium“ über den heutigen Stand der christlichen Altertumskunde auf Sizilien. Auch hier wird über den Verlust vieler wertvoller Dokumente geklagt. Die Insel ist in dieser Hinsicht übler daran als andere Teile Italiens. „Man muß übereinkommen, daß die Ursprünge des Christentums in Sizilien sich einer wirklichen und eigentlichen wissenschaftlichen

³ Ebd. 1002 f.

⁴ Ebd. S. 1005.

Erkenntnis entziehen. Denn die auf uns gekommenen geschichtlichen Berichte sind vereinzelt und nicht derart, daß sie die Lücken füllen könnten, die heute von unmöglichen Legenden überrankt werden“ (S. 243). Indes schränkt der Verfasser dann wieder ein. Die Archäologie kam der historischen Forschung zu Hilfe und gewährte bisweilen Aufklärung. Die von den Kritikern vernichtend beurteilte christliche Legende wurde in manchen Punkten bestätigt. „Viele Lücken wurden fortschreitend ausgefüllt, viele Erzählungen, die man zuvor mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet hatte, rückten nun in ein helleres Licht, viele Heilige, an deren Existenz man gezweifelt hatte, wurden der vollen geschichtlichen Wirklichkeit zurückgegeben — und all das durch das Bruchstück einer Inschrift oder einer sonstigen zufälligen archäologischen Entdeckung“ (S. 245). Ein Beispiel von der heiligen Luzia. Ihre Geschichtlichkeit war ernsthaft angezweifelt worden. „Da fand Paolo Orsi im Juni 1894 in der Katakombe des heiligen Johannes die bedeutungsvolle Inschrift. Sie verbannte mit ihren genauen Angaben und ihren epigraphischen Eigentümlichkeiten, die sie ans Ende des vierten oder in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts verweisen, jeden Zweifel über die Heilige“ (ebd.).

Es sind vor allem die unterirdischen Friedhöfe Siziliens, die für die systematische Forschung noch vieles versprechen. Anfänge wurden gemacht. Diese Begräbnisstätten stehen den römischen an Zahl, Mannigfaltigkeit und Alter sicher nach, sollen sie aber an Großartigkeit der baulichen Formen übertreffen. Verdient machten sich bei den Arbeiten zwischen 1880 und 1925 vor allem drei große Gelehrte: G. Führer, V. Schultze und P. Orsi. Zum großen Staunen der Archäologen und Altertumsfreunde konnte dieser letzte ankündigen, „daß sich allein in der Provinz Syrakus nicht weniger als hundert größere und kleinere Friedhöfe finden. Sie verteilen sich auf einige Punkte, die den Untergang der griechischen Kultur und andere Schicksalsschläge in römischer Zeit überdauert haben“ (S. 252). Es ergeben sich aus den bisherigen Funden wichtige Erkenntnisse über den Beginn und die Entwicklung der christlichen Mission auf der Insel. Wie es sich auch mit den Ansprüchen vieler sizilianischen Kirchen auf unmittelbar apostolischen Ursprungs verhalten mag — eines steht fest, daß das Christentum hier ziemlich früh Eingang gefunden haben muß. Indes bleibt noch viel zu tun. Agnello bedauert, daß das Beispiel des Forschers Orsi im Bereich der christlichen Altertumskunde nicht jene werkeifrige Begeisterung ausgelöst habe, die dieser gewünscht hatte. „Weit entfernt, erschöpft zu sein, kann unser Boden noch große Überraschungen bergen.“

Dies gilt für die ersten christlichen Jahrhunderte. Aber auch die spätere Zeit, zwischen dem konstantinischen Frieden und dem Einbruch der Araber, harrt noch genauerer Erforschung. Man nennt sie die christlich-byzantinische Epoche. Es war im sechsten Jahrhundert, das weströmische Reich hatte sich aufgelöst, da eroberten die Heere der byzantinischen Kaiser die Insel. Der Verfasser nennt diese Eroberung und ihre Folgen „eine der

schwerstwiegenden Umwälzungen in der Geschichte der Insel“. Sie gestaltete das ganze politische, soziale, kulturelle und religiöse Leben um. Auch auf kirchlichem Gebiet bezeichnet sie den Beginn einschneidender Neuerungen: in Kunst, Gebräuchen, Liturgie und Disziplin. Zum zweitenmale wurde das Eiland in den Bereich der östlichen, griechischen Mittelmeerkultur gezogen. Zwar war es nicht mehr die machtvoll schöpferische der Antike, aber doch eine Welt, die dem damaligen Westen fast in jeder Hinsicht überlegen war. Wenig wußte man bis vor kurzem von dieser byzantinischen Zeit Siziliens, obwohl sie durch Jahrhunderte seine geistige Gestalt geformt hat. Gregorovius hält sich kaum bei ihr auf. Erst die Archäologen der neueren Zeit haben hier auf ungeahnte Möglichkeiten hingewiesen.

Auch hier hat Orsi bahnbrechend gewirkt. Er richtete sein Augenmerk auf die zahlreichen höhlenartigen Oratorien, die in der Einsamkeit felsiger Anhöhen zerstreut liegen und bisweilen mit Heiligenbildern ausgeschmückt sind. Es sind byzantinische Kulturreste inmitten einer modernen Wildnis, wie man es gerade in Sizilien so häufig trifft. Diese alten Kulträume waren vielfach in schmutzige Pferche für Herden oder finstere Behausungen für Hirten und arme Bauern verwandelt und erschwerten eine eingehende Untersuchung. Außerdem hatte die Feuchtigkeit Bildern und Inschriften geschadet. Trotzdem gelang es dem Gelehrten manches zu entziffern. Und das Ergebnis: „Es zeichneten sich auf dem entfernten Hintergrund der Jahrhunderte mit eindrucksvoller Macht die ersten Anfänge des eremitischen Lebens ab“ (S. 257). Die Geschichte des östlichen Mönchtums, das mit den Byzantinern auch auf Sizilien Fuß gefaßt hatte, und die Werbekraft der Basilianer wurden ganz neuartig beleuchtet.

Auch sonst konnte Orsi manche Denkmale byzantinischer Kirchenbaukunst feststellen und Malereien, Plastiken, Juwelier- und Bronzearbeiten entdecken. Über diese letzten findet sich im gleichen Heft ein bebildeter Beitrag von Santi Luigi Agnello (S. 285 ff.). Die Abbildungen zeigen Lampen, Leuchter, eine Glocke und andere Gegenstände.

So mag mählich für den Besucher Siziliens eine ganz neue, vollständigere Sicht der Vergangenheit möglich sein, in der neben den künstlerischen Hochgebirgen der antiken Tempel und der normannischen Kathedralen die achtungsgebietenden Höhenzüge des byzantinischen Kulturbereiches aufleuchten. Die Altertumsforscher dieser sonnenbeglänzten Insel sind Schatzgräber; sie mehren den geistigen Reichtum des Landes. Denn es ist „der objektive Geist“ der einst so fruchtbaren Mittelmeerkultur, der, durch die Tragödie alles Irdischen verschüttet, nunmehr befreit aus den Gräften steigt.

II

Von einigen Abschnitten des vielfältigen Inhaltes, den der Band bietet, sind wir nicht nur kunst- und kulturgeschichtlich, sondern auch staatspoli-

tisch und als Deutsche berührt. Wir haben bereits zur Kenntnis genommen, daß deutsche Forscher namhafte Beiträge zur sizilischen Archäologie geleistet haben. Aber uns verbindet noch mehr mit dieser Insel. Da ist das süd-ländische Königtum der Hohenstaufen, das in den mittelalterlichen Chroniken erwähnt wird.

Wie man aus den Worten Gina Fasolis ersieht, ist diese Stauferherrschaft wie jede der anderen Fremdherrschaften auch im heutigen Sizilien umstritten. Daß Heinrich VI., der von jenseits der Alpen gekommene Herrscher der Deutschen, die Sizilianer fremd anmutete, ist begreiflich, zumal er sein durch Heirat ererbtes sizilisches Königreich gegen einen Usurpator erkämpfen mußte und gegen dessen Familie und Anhänger blutig hart verfahren ist. Aber Heinrich regierte nur drei Jahre. Nicht er bestimmte die Eigenart der Stauferzeit im Süden, sondern sein Sohn Friedrich, der im Süden geboren und dort aufgewachsen war. Und trotzdem soll die schwäbische Epoche den beiden Sizilien fremd geblieben sein? Demnach fällt auch Friedrich II., ja in erster Linie er, unter das Verdikt Fasolis. Wo soll man nun diesen hochbegabten Staufer einreihen, für den der Stammsitz seines Geschlechtes und sein heimatliches Herzogtum zwischen Vogesen und Lech, am Oberrhein und im Neckartal nur wie eine Sage aus nordischen Wäldern war?⁵ Schlagen wir im „Siculorum Gymnasium“ nach, so lesen wir (S. 239) von der *estranetà*, der Fremdheit des normannisch-schwäbischen Geschichtsabschnittes (nämlich ihrer Herrschaft im Süden) in Bezug auf die eigentliche Geschichte Süditaliens jener Zeit. Ihre Art, ihr Schaffen und ihre Schöpfungen wären also nicht vom Volksgeist getragen gewesen und müßten folglich dem *genius loci* fremd geblieben sein. Befragen wir dagegen deutsche Geschichtsbücher, so finden wir in manchen fast die gleiche Behauptung — in Bezug auf Deutschland, nämlich eine *estranetà* der Stauferpolitik, einen Abstand von den eigentlichen deutschen Belangen. Von Kaiser Friedrich II. heißt es gar: „der geistig bedeutendste Fürst des Mittelalters, leidenschaftlich, mehr Italiener als Deutscher ... von seiner italienischen Mutter erzogen ...“⁶ In einem kürzlich erschienenen bedeutenden Geschichtswerk wird er der „Totengräber Deutschlands“ genannt.⁷ Viel Lob erntet er für das, was er in Sizilien und Apulien geleistet hat, wenig für seine Staatskunst in Deutschland. Das staufische Kaisertum „hatte seinen Schwerpunkt nicht mehr in Deutschland, sondern in Süditalien und Sizilien, wo nicht nur die eigentlichen Aufgaben lagen, sondern auch die größeren Machtmittel zur Verfügung standen. Dieses Kaisertum, tatsächlich immer mehr ein römisch-italisch-sizilisches Gebilde, trat somit in die große Mittelmeerpoltik ein ...“⁸ Kornemann behauptet also genau das Gegenteil von Fasoli: Friedrichs Politik war römisch-italisch-sizilisch. Nun ist bei Fasoli gewiß von der sizilianischen Stauferzeit im allgemeinen die Rede. Indes kommt eigentlich nur

⁵ Vgl. Gregorovius a. a. O. S. 799.

⁶ Ploetz, Auszug aus der Geschichte, 23. Aufl., Berlin u. Leipzig 1940, S. 191.

⁷ Ernst Kornemann, Weltgeschichte des Mittelmeerraumes II, München 1949, S. 505.

⁸ Ebd. S. 507.

die Regierungszeit Friedrichs II. in Frage; denn sowohl sein Vater als sein Sohn haben im Süden nur ganz kurz geherrscht⁹ — und dann war das Ende.

Auch Leopold von Ranke sagt, daß Friedrich Deutschland als Nebenland behandelt habe.¹⁰ Aber nicht nur die Politik, sondern auch die Person des Kaisers und sein Hof waren für die Deutschen fremd, wie mit dem unwirklich bunten Farbenspiel südlich-orientalischen Märchens übergossen. Wohl wußten sie, daß das „Kind von Pülle“ (puer Apuliae) ein Sproß ihres stolze-
sten Kaisergeschlechtes war. Aber dieses Reis war in fremder Erde eingepflanzt worden und aus fremder Erde herangewachsen. Als Friedrich durch den Abfall seines Sohnes gezwungen wieder in Deutschland erscheint, schauen die deutschen Bürger mit fast ängstlichem Staunen auf den Zug. „Mit großem Glanz kommt der Strahlende auf edlem Hengst geritten, viele Quadri-
gen sind mit Purpur, mit Byssus, mit Edelmetallen beladen, mit Gemmen, Kameen und kunstvollen Geräten. Dromedare, Maultiere, Kamele, Affen, Leoparden, von dunkelhäutigen Äthiopiern geführt, die allerlei Künste beherrschen“, sind zu sehen.¹¹ Kornemann beschreibt seinen Hof zu Foggia in der Capitanata: „Ihm verliehen der Zauber eines Dichterfürsten und das Gepränge eines morgenländischen Sultans einen besonderen Reiz. Liehte es doch dieser seltsame Kaiser seit seinem Aufenthalt im Orient, von einem Tierpark ... umgeben aufzutreten und in ‚Hofkammern‘, d. h. in Arbeitswerkstätten und Arsenalen Sarazeninnen nebst Eunuchen zu beschäftigen, von denen manche auch im kaiserlichen Troß mitzogen.“¹²

Wenn Friedrich den Südländern ein Fremder war, mußte er mit gutem Grunde den Deutschen noch viel fremder erscheinen. Es ist jedoch fraglich, ob alle Sizilianer mit der These von der estraneità dieses Fürsten einverstanden sind. Er ist nach seiner Gestalt, seinem Denken und Fühlen, seinen staatlichen und kulturellen Schöpfungen einfachhin ein Brennpunkt und Spiegelbild der auf Sizilien und in Süditalien einander überschneidenden Kulturen, dem sich dann noch das Bewußtsein seiner hohen Abstammung und seiner kaiserlichen Sendung verband. Nehmen wir als Beispiel nur sein Verhältnis zur Hochschule von Salerno.¹³ Daß Friedrich ein merkwürdiges Gemisch von Freigeisterei, Aberglauben und feinsten Kultur war, ist allbekannt; wie sehr er Künste und Wissenschaften, Philosophie und Arzneikunde gefördert hat, und zwar gerade zum Vorteil seines Königreichs beider Sizilien, sollte heute ebenso wenig umstritten sein.

Im Jahre 1950 war Friedrichs 700jähriger Todestag. Bei uns in Deutschland ist dieser Wiederkehr kaum gedacht worden. Und doch wäre es der Mühe wert gewesen. War der zweite Friedrich doch der letzte Kaiser des

⁹ Heinrich VI. von 1194—1197; Konrad IV. von 1253—1254.

¹⁰ Leopold von Ranke, Weltgeschichte, Bd. 11, herausgegeben von Horst Michael, Wien-Hamburg-Zürich, S. 341.

¹¹ Friederike Maria Zweig, Wunder und Zeichen. Große Gestalten aus dem Hochmittelalter, Eßlingen 1949, S. 141.

¹² Kornemann, a. a. O. S. 510; vgl. dazu Gregorovius a. a. O. S. 797.

¹³ Zweig, a. a. O. S. 139.

Abendlandes. Seine Kaiseridee war nicht mehr die rein christliche eines Schutzherrn der heiligen Kirche.¹⁴ Sie nährte sich außerdem aus den Quellen des antiken Rechtes und hatte als Vorbilder neben römischen und griechischen auch die prunkliebenden Herrscher des arabischen Morgenlandes. Wir wollen ihm nicht die von purpurnen Blitzen umrötete Größe eines anderen Luzifers geben, in der ihn manche seiner Zeitgenossen zugleich schauernd und ehrfürchtig sahen. Er war eine menschliche Größe, aber im Guten wie im Bösen von gewaltiger Mächtigkeit. Und seine kaiserliche Weltmachtpolitik griff in Fernen, die für den wirklichkeitsnahen Staatsmann in Rauch und Nebel verschwimmt. Dabei rechnete er nüchtern wie ein Kaufmann; ein kühler Träumer, ein sachlicher Organisator einer politischen Dichtung.

Man kann wohl sagen, er sei *estraneo*, außerhalb seiner Völker gewesen, insofern damals in fast allen Teilen auch Europas nicht das Volk, sondern die Fürsten Träger des politischen Willens waren. Außenstehend war er für seine Völker, sei es im Norden, sei es im Süden, auch deswegen, weil er ihren noch ungebrochenen Glauben an die göttliche Sendung der Kirche nicht mehr voll geteilt hat. Auch religiös lebte er eben in der Zwischenwelt des Mittelmeeres, in der neben Christus auch Moses und Mohammed, neben der katholischen Kirche der Glaube des alten Israels und der des Islams einen großen Einfluß ausübten — bei ihm im negativen Sinne, als Aufhebung. Für uns Heutige dagegen ist er „außerhalb“, *estraneo*, insofern man seiner politischen und geistigen Gestalt weder mit Kategorien des italienischen *Risorgimento*, noch mit denen einer preußisch-deutschen Geschichtsauffassung gerecht werden kann. Er war weder ein deutscher noch ein italienischer Nationalheld.

Friedrichs Traum vom Reiche, der auch die Krone Jerusalems umfaßte, und die Weltlichkeit seiner genialen Träumereien sind den Kernländern seiner Herrschaft, Sizilien (Apulien) und vor allem Deutschland, in vielem zum Schaden gewesen. Darüber hinaus jedoch wird an seiner Persönlichkeit und seiner Politik für uns Heutige eine noch tiefere Problematik sichtbar: die umstrittene Frage der zwei politischen Möglichkeiten Europas — überstaatliche und übervölkische Einheit oder nationalstaatliche Vielheit. Wer im zweiten die größere Reife der Entwicklung sieht, wird im mittelalterlichen Reich im allgemeinen und der Stauferherrschaft im besonderen bestenfalls die kindliche Undifferenziertheit junger Völker, im weniger günstigen Fall nur Einengung und Verkümmern des nationalen Sonderseins sehen. Und die meisten Europäer waren bis vor kurzem geneigt, das eine oder das andere anzunehmen. Sie dachten eben aus einer Gedankenwelt heraus, der die Nation weithin mit dem Nimbus einer Gottheit, das heißt, des höchsten Götzen der Neuzeit, vernebelt war. Aber vielleicht sind uns die Kriege dieses Jahrhunderts zum Gericht über dieses Denken geworden.

¹⁴ Den christlichen Charakter von Friedrichs Kaiseridee verteidigt Heinrich von Srbik, *Deutsche Einheit*, 2. Aufl., München 1936, S. 22.

Es ist wahr: Sizilien, Italien und Deutschland haben dem Universalismus der Kirche und des Kaisertums, der als Kehrseite das Dutzendfürstentum kleiner Landesherren zur Folge hatte, große Opfer bringen müssen. Dieses universale Denken wirkte in abgewandelten Formen in beiden Ländern noch durch Jahrhunderte nach, als die reale Macht des römisch-christlichen Reiches längst zu einem schönen Scheine verblaßt war. Während England und besonders Frankreich dem straff organisierten Nationalstaat zueilten und damit ihre Nachbarn an Schlagkraft weit überlegen wurden, gerieten Italien und Deutschland machtpolitisch in die zweite Linie — bis ins 19. Jahrhundert, wo auch sie die verführerisch lockende und verheißungsvoll blendende Idee des einvölkischen Staates auf ihre Fahne schrieben. Nunmehr war der Nationalismus auch in Mittel- und Südeuropa politisches Gesetz geworden und zündete von hier aus im europäischen Osten. Was ist daraus geworden? Hätten Deutschland und Italien gleich Frankreich und England schon vor Jahrhunderten den stoßkräftigen Nationalstaat verwirklicht, so wäre das Verhängnis gegenseitiger nationaler Vernichtungskämpfe wahrscheinlich schon damals ausgebrochen. Die nationalstaatliche Versuchung hat das Zusammenleben in Europa fast unerträglich gemacht, weil sie überall die geschichtlich gewachsenen Gemeinschaften gesprengt und die gemischt lebenden Volksgruppen untereinander verfeindet hat.

Indes hat diese politische Problematik, die wir mit dem geschichtlich geschulten (oder verbildeten?) Blick des 20. Jahrhunderts in der Vergangenheit entdecken, für das 13. Jahrhundert noch nicht oder wenigstens nicht in dieser Schärfe bestanden. Das universale Denken hatte damals noch den Vorrang in Politik und Kultur; noch stehen wir im Zeichen der Reichsidee, die Dante verherrlicht, noch ist das Jahrhundert Petrarcas nicht angebrochen.¹⁵ Und weil nun Sizilien seiner Lage und seiner Vergangenheit nach — trotz aller Leiden — ein besonderes Wahrzeichen einander befruchtender Kulturen und Völker ist und heute noch den Stempel des Universalen trägt, so scheint es, daß Friedrich II. dieser schönen Insel vielleicht doch nicht in jeder Hinsicht fremd gewesen ist.

Noch ein Wort zum wertvollen Beitrag von Antonino Bruno über Hegel (S. 261 ff.). Seit rund einem Jahrhundert setzt sich Italien mit der Philosophie Hegels auseinander. Es ist mit viel Geist und Scharfsinn geschehen und die junge Italia unita hat sich stark von ihm beeinflussen lassen. Vielleicht wird diese Auseinandersetzung auf italienischem Boden noch einmal zur augustinischen Überlieferung einer christlichen, geschichtstheologischen Weltbetrachtung durchstoßen und — angeregt durch sie und in ständigem Gespräch mit Hegel, Gentile und Croce — einen neuen wesentlichen Beitrag zur christlichen Sinndeutung der abendländischen Geschichte liefern.

¹⁵ Vgl. dazu Vittorio Frosini, *Mitologia politica dell' Umanesimo: il Principe e il Bruto*, in „*Siculorum Gymnasium*“, S. 331 ff.